

I. Das Feindbild „Zuwanderer“: Woher kommt es und was bewirkt es?

Josef Berghold

Ursachen und Konsequenzen des Feindbildes „Zuwanderer“: Ein Überblick

Wir müssen unsere Gabe zur Beobachtung gesellschaftlicher Entwicklungen fürwahr nicht stark bemühen, um zum traurigen Befund zu gelangen, dass ausgeprägt feindselige Einstellungen gegen „Ausländer“ – d. h. in erster Linie gegen Zuwanderinnen und Zuwanderer sowie Flüchtlinge aus ärmeren Ländern und Weltregionen – in unseren Breiten seit etlichen Jahren eine anhaltende Hochkonjunktur erleben. Besonders erschütternde Provokationen oder Gewalttaten, die in diesem Zusammenhang immer wieder öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen, sind dabei gewiss nur die sprichwörtliche Spitze des Eisbergs; oder gewissermaßen über die Meeresoberfläche ragende Gipfel eines weiten „Unterwasser-Gebirges“, dessen Ausdehnung man nicht zuletzt an zahlreichen Wahlerfolgen von Parteien des rechten Randes ermessen kann – von Parteien, die den demokratischen Grundkonsens über den Respekt, den wir allen Mitmenschen schulden, oft frontal attackieren. Die Belohnung an den Wahlurnen, die das Bedienen und Anheizen entsprechender Feindbilder immer wieder erfährt, sollte uns eindringlich warnen, dass das politische Fundament, auf dem unsere relativ zivilisierten Formen des Zusammenlebens aufbauen – und das uns ein im historischen Vergleich sehr hohes Niveau an Freiheit und Sicherheit gebracht hat –, weder selbstverständlich noch auf Dauer garantiert ist; sondern dass sein Erhalt vielmehr davon abhängt, wie weit wir uns alle entschieden für seine Verteidigung und seine weitere Entwicklung einsetzen.

Die wesentlichen Vorstellungselemente, die dieses Zuwanderer-Feindbild – zumindest in seiner alltäglichen Ausprägung – aufweist, zeichnen sich (was schwerlich überraschen kann) durch ein hohes Maß an stereotyper Gleichförmigkeit und Hartnäckigkeit aus. Einerseits weist dies auf eine beträchtliche psychische Zwanghaftigkeit und damit auch auf einen wesentlichen Anteil von wahnhaften Motiven hin. Andererseits ist in ihnen aber durchaus auch ein starker Einfluss von globalen wirtschaftspolitischen Trends erkennbar, die sich sehr konkret auf unser aller Leben auswirken. Die groben Eckpunkte dieses Vorstellungskomplexes sind jedenfalls so allgemein geläufig, dass deren summarische Aufzählung wohl kaum jemanden etwas Neues lehren dürfte: Insbesondere seien die Zuwanderinnen und

Zuwanderer daran schuld, dass die für die Einheimischen verfügbaren Arbeitsplätze zu knapp werden; auch brächten sie es aufgrund ihrer über- großen Zahl, ihres Kinderreichtums und ihrer Unwilligkeit zur Anpassung an die heimischen Gebräuche mit sich, dass sich die Einheimischen in ihrer Heimat nicht mehr so richtig zu Hause fühlen könnten; darüber hinaus hätten sie zu großen Teilen ausgeprägt kriminelle Neigungen, seien sie meist auch faul und könnten zudem – da sie vom „Vater Staat“ krass bevorzugt würden – auf Kosten der Einheimischen ein unverdient gutes Leben führen, wodurch nicht zuletzt auch die Tragfähigkeit der heimischen sozialen Sicherungssysteme gefährlich ausgehöhlt würde.

Das beträchtliche Maß an wahnhafter Verzerrung, das diesen Vorstellungskomplex beeinflusst, kann man etwa sehr schlüssig anhand des historischen Rückblicks über die Arbeitsimmigration nach Österreich seit den 1960er-Jahren ermessen, den Heinz Fassmann bei der im vergangenen Jahr abgehaltenen Fachtagung des Sir Peter Ustinov Instituts geliefert hat. Im ersten Jahrzehnt der Zuwanderungswelle aus Jugoslawien und der Türkei – in dem die Zahl der von Zuwanderern übernommenen Arbeitsplätze tatsächlich von Jahr zu Jahr in die Höhe schnellte – waren, wie Fassmann erläuterte, Befürchtungen über den Einheimischen verloren gehende Erwerbsarbeit überhaupt kein Thema in der öffentlichen Wahrnehmung. Dies änderte sich abrupt im darauffolgenden Jahrzehnt: Während das Kontingent der „Gastarbeiter“ nun sehr drastisch (um fast 40 Prozent) zurückging, gewann im glatten Gegensatz dazu die Klage über eine angeblich ausufernde Zahl von Arbeitsplätzen, die die Zuwanderer den Einheimischen wegnehmen würden, recht plötzlich überaus breite Popularität. (Fassmann, Migration, 2008: 26f.) Wie Wolfgang Benz in seinem Beitrag zu derselben Fachtagung an einem ausgesprochen skurrilen Beispiel aufzeigte, müssen zuwandernde Völker, um auf solche und ähnliche Motive des Widerwillens zu stoßen, im Zweifelsfall nicht einmal die Voraussetzung erfüllen, auch tatsächlich zu existieren: Zwei 2006 und 2007 in Ungarn durchgeführte repräsentative Meinungsumfragen ergaben, dass nicht weniger als zwei Drittel bzw. drei Viertel der Befragten eine strikte Abschottung gegenüber einwanderungswilligen „Piresen“ befürworteten – gegenüber einer Volksgruppe also, die lediglich der Phantasie der Demoskopen entsprungen war. (Benz, Feindbilder, 2008: 13)

In besonders überzeugender Weise gelang es Hans Magnus Enzensberger in seiner viel beachteten Schrift „Die große Wanderung“, das geradezu überbordende Gewicht wahnhafter Elemente in verbreiteten Ängsten und Ressentiments gegen Zuwanderer und Zuwanderinnen zu verdeutlichen. Zwei Phobien, die sich logisch eigentlich wechselseitig aufheben, finden dabei, wie er beobachtet, „ohne weiteres in ein und demselben Gehirn Platz“: Die Panik verursachende Vorstellung, „es könnten auf ein und demselben Territorium gleichzeitig zu wenige und zu viele Menschen existieren“

– da zwar einerseits „das Boot voll“ sei, andererseits aber die Deutschen (Franzosen, Schweden, Italiener usw.) auch vor ihrem baldigen Aussterben stünden –, veranlasst Enzensberger zur einer Diagnose, für die ihm nichts weniger als die bitter-ironische Bezeichnung einer „*demographischen Bulimie*“ angemessen erscheint. (Enzensberger, *Wanderung*, 1992: 30f.) Die massive Zwanghaftigkeit dieses Syndroms kommt noch eindringlicher zum Vorschein, wenn man bedenkt, wie gering sich die neueren Migrationsbewegungen im Vergleich zu einer noch gar nicht so fernen Vergangenheit Deutschlands und Europas ausnehmen: So schwärmte im Zweiten Weltkrieg nicht nur „der größte Teil der männlichen Bevölkerung bis zum Nordkap und bis in den Kaukasus aus (und in der Gefangenschaft bis nach Sibirien und Neu-England); nicht nur trieb der Faschismus wesentliche Teile der deutschen Eliten und die gesamte jüdische Bevölkerung in die Emigration und in den Tod; es wurden während des Krieges fast zehn Millionen Zwangsarbeiter aus ganz Europa nach Deutschland verschleppt, ein Drittel davon Frauen, so daß 30 Prozent aller Arbeitsplätze, in der Rüstung sogar über die Hälfte, von Ausländern besetzt waren.“ (Ebd.: 49) Nach dem Krieg folgten ihnen mehrere Millionen *displaced persons*, zwölf Millionen Flüchtlinge aus den vormaligen deutschen Ostgebieten, fast drei Millionen Um- und Aussiedler aus Osteuropa und der Sowjetunion, über vier Millionen Flüchtlinge aus der DDR und über fünf Millionen Arbeitsmigranten und -migrantinnen aus Italien, Jugoslawien, Griechenland, der Türkei, Spanien, Portugal und anderen Ländern – während andererseits zwischen 1955 und 1986 fünfzehn Millionen Deutsche aus Deutschland auswanderten. „Es ist rätselhaft“, resümiert Enzensberger beinahe fassungslos, „dass eine Bevölkerung, die innerhalb ihrer eigenen Lebenszeit solche Erfahrungen gemacht hat, unter dem Wahn leiden kann, sie hätte es, angesichts heutiger Wanderungen, mit etwas noch nie Dagewesenem zu tun.“ (Ebd.: 50f.)

Bei allen massiven Wahrnehmungsverzerrungen – für die man gewiss noch beliebig viele weitere Beispiele anführen könnte – ist dennoch nicht zu übersehen, dass die wichtigsten Inhalte des populären Zuwander-Feindbilds *auch* wesentliche Bezüge zu tatsächlichen Problemen und Konflikten aufweisen. Offensichtlich gibt es einen realen wirtschaftlichen Hintergrund von Konkurrenz um knapper werdende Arbeitsplätze und sozialstaatliche Zuwendungen, der zuweilen eben auch in der Konstellation eines Konflikts zwischen Einheimischen sowie Zuwanderern und Zuwanderinnen in Erscheinung treten kann. Unzweifelhaft bringt die Begegnung und das Zusammenleben zwischen oder auch Nebeneinanderleben von verschiedenen Kulturen – neben ihren interessanten Anregungen und den geistigen Horizont erweiternden Erfahrungen – auch ein unvermeidliches Maß an Reibeflächen, Irritationen, Verständigungsschwierigkeiten oder psychosozialen Belastungen mit sich. Und zweifellos können derartige Probleme

unter dem Vorzeichen zunehmender wirtschaftlicher Existenzängste auch schärfere Formen annehmen – wobei es sich neben Ängsten um das finanzielle Auskommen besonders auch um Ängste um die eigene soziale Identität (das Eingebettet-Sein und Anerkannt-Werden in sozialen Zusammenhängen) handelt, für die eine gesicherte berufliche Rolle von elementarer Wichtigkeit ist. Es sind der Verlust oder akute Verunsicherungen dieses Grundbausteins der sozialen Identität – und nicht alle möglichen Ärgernisse oder Unverträglichkeiten, die so manche Einheimische gewiss mit so manchen Zuwanderern und Zuwanderinnen erleben können –, die in erster Linie dazu beitragen, sich im eigenen Land nicht mehr richtig zu Hause fühlen zu können. Wie etwa Pierre Bourdieu eindrucksvoll beschrieben hat, führt ein Abbröckeln der Verankerung in der Arbeitswelt – besonders (aber bei Weitem nicht nur) im Extremfall der Arbeitslosigkeit – nach und nach zu einem Verlust des psychosozialen Orientierungsrahmens: zum „Strukturverlust der eigenen Existenz, die unter anderem ihre zeitlichen Koordinaten verliert, und zur damit einhergehenden Beschädigung des gesamten Verhältnisses zur Welt, zur Zeit, zum Raum“. Da dauerhafte berufliche Unsicherheit „die Zukunft durchwegs ungewiss werden lässt, verunmöglicht sie jegliche vernünftige Vorausschau und vor allem jenes Mindestmaß an Glauben und Hoffnung in die Zukunft, das notwendig ist, um – vor allem gemeinsam – selbst gegen die unerträglichste Gegenwart aufbegehren zu können“ (Bourdieu, *Contre-feux*, 1998: 96).

Das eben umrissene Belastungs- und Bedrohungsszenario kann – für sich allein betrachtet – nun sicher keine ursächlichen Beweggründe für Feindbilder liefern; es kann aber sehr wohl Anlässe und Vorwände liefern, an denen sich eine schon vorhandene Anfälligkeit für Feindbilder besonders leicht entzünden kann. Der Umstand, dass die genannten Belastungsfaktoren einen sehr offensichtlichen und handfesten sozialen Hintergrund haben – nämlich die großen Globalisierungstrends unter „neoliberalem“ (d. h. marktwirtschafts-fundamentalistischem) Vorzeichen –, setzt Zuwanderinnen und Zuwanderer dabei auch dem akuten Risiko aus, zu Sündenböcken für Entwicklungen gemacht zu werden, die zwar nicht von ihnen verursacht werden, die aber durch ihr Auftauchen weitaus nachdrücklicher zutage treten. Man könnte sie somit auch als unfreiwillige „Boten der Globalisierung“ begreifen – vor allem ihrer beängstigenderen Aspekte –, denen nach einem seit uralten Zeiten eingeschliffenen Muster das häufige Schicksal von Überbringern unerfreulicher Nachrichten widerfährt: So behandelt zu werden, als ob sie selbst den Inhalt ihrer Nachricht bestimmt hätten. Mit ihrer sozialen Entwurzelung und Verletzbarkeit gemahnen die Zuwanderer die Einheimischen unterschwellig, aber eindringlich an die Verunsicherung ihrer eigenen Existenzgrundlagen unter dem Ansturm erbarmungsloser „Flexibilisierungen“, Privatisierungen, Börsengänge, „Strukturanpassungen“, „Standortwettbewerbe“ und ähnlicher Frontalan-

griffe gegen ihre sozialen Errungenschaften. Und je weniger man das Gefühl hat, sich dagegen solidarisch wehren zu können, desto anfälliger kann man für die kurzfristige emotionale Erleichterung werden, Schwächere für die eigene Hilflosigkeit büßen zu lassen und sich so wenigstens ab und zu mächtig vorkommen zu dürfen. „Indem man sich an den Schwächeren austobt, lenkt man sich selbst davon ab, dass man Opfer gewesen ist oder jederzeit Opfer werden kann: Opfer der Risikogesellschaft, die keine Fangnetze ausbreitet, um das Individuum bei seinem Hochseilakt durchs Leben vor dem Absturz zu bewahren.“ (Baur/von Guggenberg/Larcher, Herkunft, 1998: 264)

In einem ungewöhnlich drastischen Bild wurde dieses Ablenkungsmotiv vom italienischen Rechtspopulisten Umberto Bossi zur Zeit seines ersten kometenhaften politischen Aufstiegs zum Ausdruck gebracht: „Man erzähle mir bloß nichts von Solidarität“, antwortete er einmal auf die Frage, wie er es denn mit diesem sozialen Grundwert halte. „Dieses heuchlerische Wort bedeutet überhaupt nichts“ – worauf ihm die spontane „Scherzfrage“ einfiel: „Wenn ein Lombarde mit einem Südtaliener und einem Schwarzen auf einem Turm steht, wen von beiden stößt er zuerst in die Tiefe? Den Südtaliener. Warum? Zuerst die Pflicht und dann das Vergnügen.“ (Zit. nach Fusella, Barbari, 1993: 97) Dieses ausgesucht grausame Bild eines Hinunterstoßens von Menschen von einem Turm spiegelt zum einen sehr plastisch die existenziellen Ängste, die uns alle erfassen müssen, falls das Wort „Solidarität“ tatsächlich keine Bedeutung mehr haben sollte – und vermittelt zugleich auch eine wesentliche suggestive Botschaft, die hinter dem Anheizen des Zuwanderer-Feindbildes durch Demagogen am rechten Rand steht: In einer von sozialdarwinistischer Erbarmungslosigkeit beherrschten Welt könne man die eigenen Absturzängste beschwichtigen und vorübergehende Erleichterung gewinnen, wenn man das, wovor man selbst Angst haben muss, anderen antun kann, die noch hilfloser sind als man selber. Da derartige Motive freilich moralisch ziemlich anstößig sind, muss ein ganzes Arsenal an Scheinrechtfertigungen zur „Über-Ich-Abwehr“ (Ottomeyer, Psychotherapie, 2002: 150ff.) bereitstehen, um die Wirkung des eigenen Gewissens auszuhebeln oder zu betäuben – und dies trägt sicher auch wesentlich zum Verständnis vieler gängiger Inhalte des Zuwanderer-Feindbildes bei: Da diese ja eben kriminell, betrügerisch und faul seien, unser Sozialsystem ausplünderten und uns unsere Heimat rauben würden, seien drakonische Mittel der Selbstverteidigung ja doch wohl zwingend geboten. Als doppelte Absicherung gegen vielleicht trotzdem noch nagende Gewissensregungen mögen etwa auch noch wütende und verächtlichmachende Angriffe gegen den „Tugendterror selbst ernannter Gutmenschen“ (Ottomeyer, Gutachtenverwahrlosung, 2006: 42) ihre kampferprobten Dienste leisten.

Um das aktuelle Zuwanderer-Feindbild besser zu verstehen und ihm angemessen zu begegnen, ist also einerseits eine offene und konsequente Auseinandersetzung mit den großen wirtschaftlich-sozialen Krisen und Verunsicherungen unserer Zeit erforderlich – und dabei in erster Reihe mit den schweren sozialen Verwahrlosungstendenzen und dem massiven Realitätsverlust, den mehrere Jahrzehnte des Vormarsches der „neoliberalen“ Ideologie und Wirtschaftspolitik verursacht haben. Da diese Krisen aber andererseits *wohl* wesentliche Anstöße für seine Inhalte, *nicht* jedoch zwingende Erklärungen dafür liefern können, dass diese Inhalte sich auch zu Feindbildern zuspitzen, ist es daneben auch notwendig, den Blick über die wirtschaftlich-sozialen Anstöße hinaus auf einen breiteren sozialpsychologischen Hintergrund zu richten, der in einem offenbar tiefen und verbreiteten Zwang besteht, ganz allgemein Außengruppen als Feindbilder (Opfer der Diskriminierung, Verächtlichmachung und Dämonisierung) zur Verfügung zu haben.

Eine klassische – im deutschen Sprachraum allerdings nahezu drei Jahrzehnte lang kaum zur Kenntnis genommene – Untersuchung, die das gesellschaftliche Gewicht und die konkrete Durchschlagskraft dieses Zwangs besonders anschaulich machen konnte, wurde von Norbert Elias und John Scotson vor einem halben Jahrhundert in einer kleinen mittelenglischen Industriegemeinde durchgeführt. (Elias/Scotson, Etablierte, 1993) Den Forschern wurde dabei eine quasi vom wirklichen Leben geschaffene Experimentalsituation dargeboten, in der sie der Frage nachgehen konnten: Was passiert eigentlich, wenn praktisch alle Faktoren, die normalerweise als Gründe für Feindbilder und Diskriminierung angeführt werden, wegfallen? Wie vor allem: das Aufeinandertreffen verschiedener Nationen, „Rassen“, Volksgruppen, Sprachen, Kulturen, Religionen, Lebensstile, Bildungsniveaus, Einkommens- und Besitzniveaus usw. Oder: mangelndes Kennenlernen bzw. wenig Begegnung zwischen verschiedenen Gruppen. Oder auch: Konkurrenz auf einem angespannten Arbeitsmarkt. Die erschütternde Antwort, zu der die beiden Forscher gelangten: Es passierte fast genau dasselbe wie sonst auch. Der soziale Ausschluss und die menschliche Abwertung der Außenseiter wurde von den Etablierten mit ähnlicher Lückenlosigkeit und Härte betrieben wie in den unzähligen Fällen, auf die einige der eben angeführten Anlässe (oder vielmehr: Vorwände) zutreffen; und das, obwohl sich die Außenseiter von den örtlich Eingewessenen praktisch durch nichts anderes als durch den Umstand unterschieden, dass sie sich erst im Laufe der vorhergegangenen zwei Jahrzehnte in der Gemeinde niedergelassen hatten – also in jüngerer Vergangenheit Zugewanderte waren, die übrigens bemerkenswerterweise (obwohl sie durchwegs „ethnisch“ englischer Herkunft waren) immer wieder auch als „Ausländer“ bezeichnet wurden.

Ein sehr wesentlicher Zusammenhang, den Elias und Scotson in ihrer Studie verdeutlichen konnten, liegt im enormen Einfluss, den Feindbilder, Vorurteile und Diskriminierungen vor allem dadurch entfalten, dass sie über unzählige, überwiegend unscheinbare Fäden der sozialen Kommunikation im informellen Alltagsleben verankert sind. Die kaum jemals „von des Gedankens Blässe angekränkelte“ Selbstverständlichkeit, mit der sich entsprechende Vorstellungen und Haltungen im sozialen Mikrokosmos vielfach behaupten, die glatte Unansprechbarkeit, die sie gegenüber Infragestellungen, Kritik, widersprechender oder relativierender Information meist durchhalten können, vor allem aber auch ihre überwiegende Unbewusstheit verleihen Vorurteilen und Feindbildern eine Macht, die – alles in allem – wohl durchschlagskräftiger und zerstörerischer sein dürfte als jede Macht, die zum Beispiel auf militärischen Waffen, Gefängnismauern oder wirtschaftlichen Druckmitteln beruht. Die erbarmungslose Konsequenz und der rigorose Konformitätszwang, mit dem die Mitglieder der etablierten Ortsgemeinde die zugewanderten Außenseiter ausgrenzen und zu gelähmter Hilflosigkeit verdammen konnten, wäre offensichtlich nicht möglich gewesen, wenn sie sich der ganzen Tragweite ihres Verhaltens und ihrer Motive bewusst gewesen wären. In ihrem oberflächlich beschreibbaren Benehmen und in ihrer selbstgefälligen Eigenwahrnehmung waren die allermeisten unter den Etablierten gewiss recht nette und wohlgezogene Menschen. Die tiefe Grausamkeit und Menschenverachtung, die in ihrer Haltung gegen die Außenseiter zutage trat, hätte sie wahrscheinlich selbst schockiert, wenn sie imstande gewesen wären, sie deutlich genug in ihrem Bewusstsein zuzulassen.

Erkenntnisse wie diese sollten uns vor allem eine eindringliche Vorstellung von der Größe der Herausforderung vermitteln, uns für den Abbau von Vorurteilen und Feindbildern einzusetzen. Je konsequenter und nüchterner wir uns bewusst machen, wie massiv sie den Handlungsspielraum für Verständigung, wechselseitigen Respekt und solidarische Kooperation einschränken, desto umsichtiger und erfinderischer können wir diesen – bei aller Beschränkung dennoch nicht unbedeutenden – Spielraum nutzen. Desto eher können wir auch dem Risiko vorbeugen, uns angesichts der Mächtigkeit der zu überwindenden Hindernisse moralisch zu überfordern und dabei unter Umständen auch „auszubrennen“ oder zu resignieren.

Wie akut eine zunehmende Popularität von Feindbildern (und aktuell vor allem der gegen Zuwandernde und Zugewanderte gerichteten Feindbilder) die Grundlagen unserer Demokratie bedroht, wie weit das in ihnen angelegte Gefahrenpotenzial auch praktisch zum Tragen kommen kann, hängt auf jeden Fall von vielen, teilweise sehr schwankenden Faktoren ab und ist daher insgesamt schwierig abzuschätzen – vor allem auch deshalb, weil Menschen im Allgemeinen von ausgesprochen widersprüchlichen Motiven und Emotionen bestimmt werden. Soziale Verantwortung und

Mitgefühl können im Innenleben vieler – wie etwa schon Gordon Allport eindrucksvoll zeigte (Allport, *Nature*, 1954) – sehr nahe an Einstellungen des Faustrechts und der Entmenschlichung angrenzen und dabei oft auch die bizarrsten Kompromisse miteinander eingehen. Selbst von intensiven Feindbildern beherrschte Menschen haben *auch* ein soziales Gewissen und schrecken teilweise vor den gewaltsamen Konsequenzen ihrer wilden Resentiments zurück. Wäre dies nicht so, würden die in den Köpfen vieler Menschen verankerten Feindbilder ungleich schlimmere Verwüstungen an unserem Gemeinwesen anrichten, als dies tatsächlich (meistens) der Fall ist. Und vermutlich würde auch das relativ zivilisierte Niveau des Zusammenlebens, das wir heute (zumindest in vielen Teilen der Welt) für selbstverständlich zu halten geneigt sind, bis jetzt noch nirgendwo erreicht worden sein.

Wichtige Einblicke in diesen Zusammenhang einer höchst paradoxen Koexistenz von Gewaltanfälligkeit und sozialem Gewissen kann man übrigens dem klassischen psychologischen Gehorsamsexperiment von Stanley Milgram entnehmen. (Milgram, *Obedience*, 1974) Neben dem bekanntesten und besonders erschreckenden Ergebnis – dass eine Mehrheit der Versuchspersonen von „Autoritätsfiguren“ mit fadenscheinigen Rechtfertigungen dazu gebracht werden konnte, ihnen unbekannte Menschen (vermeintlich) mit schweren bis tödlichen Stromstößen zu quälen – sollte freilich ein weiteres zentrales Ergebnis nicht übersehen werden: Ausnahmslos alle dazu Verführbaren empfanden dabei auch deutliche (wenn auch unterschiedlich intensive) Gewissensnöte. So leicht es also durch ausgeklügelte experimentelle Anordnungen bei vielen Versuchspersonen leider gelang, die praktische Wirksamkeit ihres sozialen Gewissens aus den Angeln zu heben – vor allem mithilfe der Selbsttäuschung, die Verantwortung für eigenes Handeln an „höhere Instanzen“ abtreten zu können –, so unmöglich war es andererseits aber auch, die Stimme dieses Gewissens einfach zum Verstummen zu bringen.

Das weit offene Spektrum an möglichen Entwicklungen, das sich innerhalb dieses sehr veränderlichen Spannungsfeldes zwischen Gewaltbereitschaft und mitmenschlicher Sensibilität abzeichnet – und das sowohl Raum für katastrophale gesellschaftliche Rückfälle als auch für nachhaltige zivilisatorische Fortschritte bietet –, sollte vor allem eines deutlich machen: Das konkrete Gefahrenpotenzial für unsere Demokratie, das von der gegenwärtigen Hochkonjunktur des Zuwanderer-Feindbildes ausgeht, hängt entscheidend davon ab, mit welcher Überzeugung und Nachdrücklichkeit jede und jeder von uns *dagegen* Stellung bezieht, wir ihm die Werte der Menschenrechte und der sozialen Gerechtigkeit entgegensetzen können (und sollen).

In diesem Zusammenhang muss besonders auch die hohe Verantwortung betont werden, die öffentliche Entscheidungsträgerinnen und -träger

auf allen Ebenen (namentlich auch in politischen Parteien und Institutionen) haben, glaubwürdig und sehr konsequent gegen das weithin populäre Zuwanderer-Feindbild aufzutreten – und das heißt vor allem auch: gegen sein sehr gezielt provozierendes Anheizen durch die Parteien des rechten Randes. Wenn etwa manche demokratisch gesinnten Politikerinnen und Politiker – vielleicht mit verstohlenem Blick auf Umfragedaten – meinen, es sich nicht leisten zu können, in diesem Sinne entschieden und unmissverständlich genug Stellung zu beziehen, so unterliegen sie einem schweren Rechenfehler (mit Sicherheit auf demokratiepolitischer Ebene, aber mit hoher Wahrscheinlichkeit auch auf wahltaktischer Ebene). Umfragestatistiken liefern keine zuverlässige Abbildung jener Seite in den Menschen, die durch glaubwürdige und konsequente Zivilcourage erreicht und angesprochen werden kann. Die Einschüchterung und die soziale Arroganz, mit der Feindbilder geschürt werden, können leider sehr wirksam sein; aber auch mutiges und überzeugtes Auftreten dagegen kann sehr wirksam sein – und zwar wesentlich wirksamer, als es auf den ersten Blick oft erscheinen mag. Die zeitliche Verzögerung, mit der die Wirksamkeit von Zivilcourage manchmal erst erkennbar wird, hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass viele der Angesprochenen sich zunächst mit einem Anteil an Schuld- oder Schamgefühlen über eigene diskriminierende Neigungen auseinandersetzen müssen, die ihnen angesichts entschiedener Stellungnahmen für die demokratischen Grundwerte zu Bewusstsein kommen.

LITERATUR

- Allport, Gordon W.* (1954): *The Nature of Prejudice*. Cambridge, MA
- Baur, Siegfried/von Guggenberg, Irma/Larcher, Dietmar* (1998): *Zwischen Herkunft und Zukunft. Südtirol im Spannungsfeld zwischen ethnischer und postnationaler Gesellschaftsstruktur*. Merano/Meran
- Benz, Wolfgang* (2008): *Feindbilder in Europa – Traditionen und Strukturen*, in: *Sir Peter Ustinov Institut* (Hrsg.): *Feindbilder in Europa. Analysen und Perspektiven*. Wien, 13–23
- Bourdieu, Pierre* (1998): *Contre-feux. Propos pour servir à la résistance contre l'invasion néolibérale*. Paris (Zitat Übersetzung des Autors)
- Elias, Norbert/Scotson, John L.* (1993): *Etablierte und Außenseiter*. Frankfurt/Main
- Enzensberger, Hans Magnus* (1992): *Die Große Wanderung. Dreiunddreißig Markierungen*. Frankfurt/Main
- Fassmann, Heinz* (2008): *Migration als Auslöser, Verstärker und Überwinder von Feindbildern*, in: *Sir Peter Ustinov Institut* (Hrsg.): *Feindbilder in Europa. Analysen und Perspektiven*. Wien, 25–34
- Fusella, Ambrogio* (Hrsg.) (1993): *Arrivano i barbari. La lega nel racconto di quotidiani e periodici*. Milano (Zitat Übersetzung des Autors)
- Milgram, Stanley* (1974): *Obedience to Authority: An Experimental View*. New York–Cambridge

Josef Berghold

- Ottomeyer, Klaus* (2002): Psychotherapie mit traumatisierten Flüchtlingen – Fallstricke und Handlungsmöglichkeiten, in: *Ottomeyer, Klaus/Peltzer, Karl* (Hrsg.): Überleben am Abgrund. Psychotrauma und Menschenrechte. Klagenfurt/Celovec, 139–170
- Ottomeyer, Klaus* (2006): Gutachtenverwahrlosung in österreichischen Asylverfahren, in: *Ottomeyer, Klaus/Renner, Walter* (Hrsg.): Interkulturelle Trauma-Diagnostik. Klagenfurt/Celovec, 13–44